Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

VOM HEIMWEH

«Le suprême bonheur est aux lieux où l'âme est enchaînée.»
Alexandre Vinet.

Ein Heimweh nach dem Heimweh scheint *Fritz Ernst* erfaßt zu haben, als er sich aufmachte, den von einem «milden Glanz überstrahlten» Gegenstand seines neuesten Essays in jener ihm so eigensten anziehenden Weise zu bearbeiten.[1] Immer haben wir ihm eine doppelte Leistung zu danken: der abendländischen Ueberlieferung als Ganzem verpflichtet, leitet er uns als höchst sensibler Wünschelrutengänger nicht nur die Wasser oftmals fast versickerter Quellen zu, sondern regelt er sie auch gleich — stets um die Lauterkeit des Stromes besorgt — zu einem heitern Sinnes überschaubaren, anmutigen Stromsystem der Ideen.

Erst in der Schau über das gesamte hier zusammengetragene, bezeichnenderweise im 18. Jahrhundert besonders üppig gediehene Schrifttum «Vom Heimweh» erkennt man sich als Grenzgänger psychologischer und physiologischer Gelände. Die gesammelten Texte, die mit der «Dissertatio medica de Nostalgia» des Mülhauser Stadtarztes Johannes Hofer aus dem Jahre 1688 gewichtig anheben, entwickeln sich denn auch sinnvollerweise aus der stoffverhafteten Medizin über die Seelenkunde zu Philosophie und Poesie empor, dergestalt den ganzen Kreis der Bedingtheiten des Menschen umspannend. 1705 meint Johann Jakob Scheuchzer: «Wir Schweizer bewohnen, wie oben erwiesen, den obersten Gipfel von Europa, atmen deswegen in uns eine reine, dünne, subtile Luft, welche wir auch selbst durch unsere Landspeisen und Getränke, so eben dieselbige Luft enthalten, in uns essen und trinken.» Mit zur Anamnese des Heimwehs, diesem Europa im 18. Jahrhundert als Schweizer Krankheit vertrauten Leiden, gehören die barocken Feststellungen des schon erwähnten Mülhauser Arztes: «Das Heimweh entsteht, meiner Meinung nach, von einer unrichtigen Einbildungskraft, indem der Nervensaft immer nur ein und eben denselben Weg durch das Gehirn nimmt und daher nur hauptsächlich eine Idee, nämlich von der Rückkehr ins Vaterland, erweckt; welche Idee zugleich mit verschiedenen bald heftigern, bald gelindern Zufällen verbunden ist. Daß ich diese Krankheit einer verdorbenen Einbildungskraft zuschreibe, wird jeder für richtig erkennen, der die Zufälle genau beobachtet.» Der Diagnostiker, sichtlich in Verlegenheit, das Uebel am rechten Zipfel zu fassen, meint in einer sonderbar materialistischen Deutung psychologischer Sachverhalte: «Die nächste Ursach scheint die beständige Bewegung des Nervensaftes in denjenigen Gehirnfasern, in welchen die Eindrücke vom Vaterlande aufbewahrt sind.» Gelassen verordnet der Therapeut die «Verbesserung der unordentlichen Einbildungskraft und die Milderung der Zufälle.»

Und schon zuversichtlich angriffig heißt es bei Scheuchzer: «Aus bisherigen Fundamenten kann ein verständiger Arzt leicht schließen, auf was Weise ein solcher in sein Vaterland auf eine unmäßige Weise verliebter Patient könne traktiert und geheilet werden.»

So bildet denn dieses Stichwort der «Verliebtheit» auch schon die Ueberleitung zu jenen Heimweh-Doktoren, die bemerkt haben, daß die Ursache dieses «stranis-

[1] Fritz Ernst: «Vom Heimweh», Fretz & Wasmuth, Zürich 1949.

simo male» nicht allein aus dem Verlust an «subtiler Luft» und gesunder Alpenmilch erklärt werden könne. Das Goethe-Wort «Es ist unglaublich, wieviel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag» vorwegnehmend, erkennt J. B. de Sauvages 1763: «Il ne faut chercher la cure de cette maladie que dans les secours moraux.» Alle Autoritäten, die, wie Fritz Ernst hinweist, Glied um Glied an die Kette des Wissens vom Heimweh schmiedeten, sind sich zwar darüber einig, daß die sicherste Heilung des Kranken von seiner Heimkehr zu erwarten sei.

Gleichgestimmtes Echo gibt Jean-Jacques Rousseau in seiner Studie über die Wirkungen des «Ranz des vaches»: «Tant il est vrai que ce n'est pas dans leur action physique qu'il faut chercher les plus grands effets des sens sur le cœur humain.» Dem gelehrsamen Mülhauser geschähe zwar Unrecht, wenn man behauptete, er habe die neurotischen Ursachen des Heimwehs völlig übersehen. Er erwähnt den Fall eines Schweizer Bedienten in Paris, der an Heimweh litt, aber sich selbst unverzüglich geheilt fühlte, als ihm sein Brotherr den unerwarteten Abschied bewilligte. Die Aussicht auf die Heimkehr hatte ihn schon geheilt — und er blieb.

Das 18. Jahrhundert würde sich selbst untreu, löste es nicht an irgendeiner Stelle ein gestelltes Problem durch dessen Ironisierung. Es ist J. G. Zimmermann, der 1764 durch eine geistreiche Bemerkung zur aktuell gebliebenen Seite der Psychologie des Heimwehs überleitet. «Jeder Schweizer fühlt endlich wie ich das Heimweh unter einem andern Namen mitten auf dem Feuerherd seiner Hausgötter, wenn er glaubt, er lebte vergnügter in einer andern Stadt oder in einem andern Lande.»

Weil das Buch Fritz Ernsts den zusammengetragenen Stoff nicht nur auf ein Ziel hin ordnet, sondern auch die verhaltene Vibration innersten Beteiligtseins auf seinen Leser übergehen läßt, muß sich dieser am Ende fragen, ob auch «uns die heimatliche Luft Arznei» geblieben ist, wie es 1719 Jean-Baptiste Du Bos in seiner Betrachtung des «Hemvé» rühmt. Den mitleidigen Blick auf die unglücklichen Vorfahren, die das Hören des Kuhreigens in Zustände verzweifelten Heimwehs zu versetzen vermochte, richtend, fragen wir uns, ob nicht besonders die Unfreiheit des Söldners als Ursache des seltsamen Seelenkummers angesehen werden muß.

Seit dem Mittelalter besitzen wir ja eine Menge authentischer Aeußerungen von Menschen, die ihres leiblichen Fortkommens, eines Krieges oder der Pflege ihrer Bildung wegen zur Wanderschaft gezwungen waren, ohne daß sich bei ihnen die Erinnerung an den Ort ihres Herkommens zur Qual steigerte. Aber eben jetzt, auf den Spuren rationalistischer Deutungsversuche wandelnd, stoßen wir auf die ein wenig unheimlich anmutende Frage, ob das Heimweh, welches einst zu so eifrigen Studien Anlaß bot, nicht am Ende auch Ausdruck einer Gefühlsdichte der Beziehung war, die dem modernen Menschen verloren zu gehen droht?

Ist ihm der Raum der ganzen Welt noch so innig Besitz, wie dem Aelpler- und Handwerkersohn des Ancien Régime der vielleicht unscheinbare Ort seiner Abstammung? Barg jene Anhänglichkeit an Vaterhaus, vertraute Gesellschaft und heimische Landschaft nicht eine heilsam unbewußt ordnende Kraft, die vor allem dem Ungebildeten wenigstens die Würde des Treuseins verlieh? Mit dem Verlust des Heimwehs im 19. Jahrhundert geht jedenfalls eine zunehmende Verklumpung der europäischen Gesellschaft, eine Lockerung des nationalen Zusammenhanges — den ein übersteigerter, nicht auf echter Vielfalt der Völkerpersönlichkeiten begründeter Nationalismus künstlich vertuschen muß — und letztlich ein eigentlicher Schwund des Kontaktvermögens des Menschen einher. Wenn man sagen darf, daß das Heimweh wesentlich Ausdruck einer statischen Ordnung des Seins, ja eines fast pathologischen Hanges zur Beharrung sei, so kann man schwerlich die These verbannen, daß die Verringerung menschlicher Beziehungskraft der rastlosen

Bewegung unseres Zeitalters der Diskontinuität entspreche. Die scheinbar grenzenlose Mannigfaltigkeit des modernen Lebens ist nicht von einer ihr gemäßen Abstufung und Verfeinerung der Emotionsfähigkeit begleitet; die Hierarchie des Geschehens und Erlebens wird zunehmend zerstört; sehen wir doch heute junge Leute mit fast ebendemselben Gleichmut eine Fahrkarte in die Nachbarschaft oder nach Uebersee lösen. Wohin, so fragen wir uns mit einem letzten Blick auf das anheimelnde Buch Fritz Ernsts, das mit einem des wehmütigen Gegenstandes würdigen, verlegerischen Feingefühl ausgestattet worden ist, sind nun aber die Gemütskräfte entschwunden, die gewissermaßen der Lichtquell des Heimwehschattens waren?

Vielleicht wuchs dem Weltreisenden des 20. Jahrhunderts das Heim des Söldners, nach welchem ihn das Weh erfaßte, ins Universale. Während er im Flugzeug Zeit und Raum in ungeahnter Geschwindigkeit überwindet, wird ihm kaum bewußt, daß sich sein geistiges Weltbild in dieser Welt-Häuslichkeit noch nicht recht eingerichtet hat. Während sich des Vorfahren die Erinnerung an all das Traute und Liebe, was er hinter sich ließ und vielleicht nie mehr sehen sollte, bemächtigte, fühlt er seine Sehnsucht von jenem andern, nicht minder tiefen Weh nach der Erkenntnis des erschreckend unendlichen Zusammenhanges kosmischer Ordnung erfüllt. Und da uns Fritz Ernst am Ende seines Essays zur «Gewißheit und Seligkeit der ewigen Heimat» heraufführt, begegnen wir ihm wieder bei dem von ihm zitierten Novalis. Zukunftwärts gewendet, bleiben wir der tief in der menschlichen Natur begründeten, unlöslichen Verschwisterung von Heim- und Fernweh als eines wundersamen Agens des Gemütes bewußt: «Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb, überall zu Hause zu sein.»

KONRAD KAHL

«DAROHNE»

Von der Sprachverwilderung zur Sittenverwilderung ist es nur ein Schritt; und umgekehrt wird die Verwilderung der Sitten eines Menschen, eines Landes, eines Zeitalters stets auch eine Verwilderung der Sprache mit sich bringen. Die Reden und Schriften eines bekannten, sehr toten Staatsmannes und Politikers unserer Zeit, dessen Menschen- und Sprachvergewaltigung «eine totale» war (um es in seiner Sprache zu sagen), lehrten es, unseligen Angedenkens, zur Genüge. «Wir können nur versuchen, durch Pflege unseres Menschentums zu einem guten Stil zu gelangen, oder aber durch Pflege unseres Stils dazu, Menschen zu werden», meint, jene Wechselwirkung positiv betrachtend, der Schriftsteller und Uebersetzer *N. O. Sarpi* — bekannt als Verfasser satirisch-humorvoller Werke von innerlich und äußerlich graziösem Format, wie als Interpret von englisch-amerikanischen Romanen, denen man dieses lobende Epitheton zumindest in bezug auf ihren Umfang nicht zubilligen kann. Er sagt es in seinem soeben erschienenen Buch *«Darohne»* (Verlag des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins, Zürich), das den sprachlich vielversprechenden Untertitel «Von Sprache und Sprechern, Setzern und Uebersetzern» trägt und dem «täglichen Kampf mit der Sprache, um die Sprache» entstammt, den der Verfasser «als Schreibender, Uebersetzender und Lesender führt». Wozu er in weiser, den Kritiker sanft entwaffnender Selbstironie bemerkt: «Und Kämpfe enden nicht immer siegreich.»

Trotzdem darf man ihm testieren, daß er «weitgehend» (siehe: Leitartikeldeutsch!) als Sieger hervorgeht aus dem Kampf mit der deutschen Sprache, zu deren dornenvollem Lobe einst Novalis sagte: «Wohl unserer Sprache, daß sie ungelenk ist! Der Starke zwingt sie, und den Schwachen zwingt sie; dort wird

die Erscheinung der Kraft sichtbarer, schöner, hier das Unvermögen auffallender, und so bleibt das Reich der Schönheit reiner, adeliger, unvermischter.» Was zur Folge hat, daß es im Deutschen keinen «eigentlichen klassischen und somit vorbildlichen Stil» gibt, wie Scarpi bemerkt, und daß der deutsche Schriftsteller — im Gegensatz etwa zum klassisch ausgerichteten, stilistisch bis zu einem gewissen Grade entpersönlichten französischen — zu einem persönlichen Stil gezwungen ist, der ihn «nach zehn Zeilen enthüllt». («Das Unvermögen wird offenbarer.»)

Mit den Mängeln des heute üblichen deutschen Stils — sogar recht beachtlicher Autoren, deren Namen jedoch schonend verschwiegen werden —, mit vorübergehenden Modetorheiten des Ausdrucks (wie «Wissen um») und sprachlichen Torheiten von sozusagen ewigem Bestand, mit dem Pariser Argot und einem Nestroyischen (beinahe) Plagiat, mit dem Wort, das «im Anfang war», und dem Wort, das — o sprachlicher Unsinn! — «letzten Endes» da ist (als ob es, meint Scarpi, auch ein «vorletztes» Ende gäbe) ... mit all dem beschäftigt sich das kleine Buch nützlich, frommend und füglich; doch nie in jener Weise, die ein englischer Essayist neulich als die «niedrigste Form des menschlichen Geistes» bezeichnet hat: nämlich in belehrender. Scarpi ist ein «genugsam guter Kopf» — wie ein schulmeisterlicher Mérimée-Uebersetzer einmal «une assez bonne tête» übersetzt hat —, um sich einer sublimeren Form der Mitteilung zu bedienen: nämlich der amüsanten. Und so bekommen wir denn neben den klugen, das Sprachempfinden anregenden und das Sprachgewissen aufrüttelnden Hinweisen, Bemerkungen und Erkenntnissen, deren Wahrheit uns ridendo gesagt wird, auch noch (in Gestalt der atemraubenden Geschichte «Reklame») eine der köstlichsten Humoresken kredenzt, die man sich nicht scheut, im Geist und im Bücherschrank an die Seite Mark Twains zu stellen.

Den unfreiwilligen Humor hingegen vertritt etwa jener Kritiker einer angesehenen Zeitung, der eine Rezension von Schillers «Wallenstein» ausgerechnet mit dem Worte: «Schillernd...» anfängt, ohne zu bedenken, daß man von Schiller, wie Scarpi feststellt, alles aussagen kann, nur nicht, daß er und seine Werke «schillern». Zu schweigen von dem immerwiederkehrenden Pressemeldungs-Stilkünstler, der die Nachricht von einer Bombardierung «wie eine Bombe einschlagen» läßt. Das allzu nahe Beieinander und das Durcheinander von Realität und Bild («Der Kampf um das persische Oel in russischer Beleuchtung», «Churchill pocht auf die Atombombe») füllt einige der wichtigsten Seiten von Scarpis kritischen Betrachtungen. Wichtig? Was ist an solchen Sprachfinessen wichtig? wird der weniger kritische Leser vielleicht einwenden. «Alles, was mit der Sprache zusammenhängt, ist wichtig», meint Scarpi. Und: «Der Mensch ist nicht, was er ißt, sondern was er schreibt und spricht», heißt es bei ihm, mit Recht eine allzu stoisch-zynische Auffassung vom Menschen widerlegend.

Es ist ein den Sprachfreund wie den Sprachenfreund gleicherweise entzückendes Büchlein, dieses Scarpische «Darohne», dessen Titel übrigens kein Fehler und keine Sprachverhunzung ist, sondern... aber das sei Scarpi selber dem Leser zu erklären vorbehalten! Wünschenswert wäre nur, daß N. O. Scarpi, der den «Analphabeten», welche die Film-Untertitel verfassen, so gründlich auf die Finger sieht, auch einmal einen Blick auf den kaum minder analphabetischen Illustrator seines hübschen Buches geworfen hätte, der Maupassants «Boule de suif» aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 mit modernem Bubikopf und Oxfordkragen zeichnet, zwei Figuren aus Zolas «Nana» hingegen in... Rokoko. Wie denn überhaupt gelegentlich ein kleines «Darohne» der Buchillustrationskunst fällig wäre, darohne (sic!) wir wohl immer ärgerer Verwilderung in diesem «Sektor» unserer Zivilisation entgegengehen.

OSSIP KALENTER

AUSDRUCKSGESTALTUNG IN MITTELALTERLICHER KUNST

Zu Werner Weisbachs Buch[1]

Die Kunst der klassischen Antike hatte sich wie keine zuvor um die Erkenntnis und die Darstellung der irdischen Wirklichkeit bemüht. Die Freude und das Interesse an der aktiv handelnden und fühlenden Persönlichkeit erlahmt zwar schon in vorchristlicher Zeit, seit dem vierten Jahrhundert aber, mit dem Beginn der frühchristlichen Kunst, werden die antiken Darstellungsmittel in den Dienst ganz neuer, den ursprünglichen entgegengesetzten Absichten gestellt. Die irdischen Formen, ohne die man sich nicht verständlich machen kann, erscheinen nun sozusagen in der Form der Verneinung, als bloße Hinweise auf Ueberirdisches. Am ehesten bleibt noch in den erzählenden Szenen der Buchmalerei und der Mosaiken ein Rest der antiken Lebendigkeit fühlbar, die repräsentativen Darstellungen, etwa des frontal thronenden Christus, erstarren in einem feierlichen Schema, das bei aller Unnatürlichkeit äußerst ausdrucksvoll sein kann, ja gerade wegen dieser Unnatürlichkeit Uebernatürliches ausspricht. Es wirkt paradox, daß die selbst ja auch naturferne byzantinische Malerei wegen ihrer engeren Verbundenheit mit der griechischen Tradition für den Westen als Element des Natürlichen wirken kann. Andererseits liefert sie dem Westen das asketische Ideal, das seit etwa 600 auch den Westen beherrscht, und in der Buchmalerei der Insel Reichenau kommt es um 1000 zu einer ganz selbständigen Verarbeitung byzantinischer Anregungen in einer willentlich naturfernen Kunst von einzigartigem Ewigkeitspathos. Einzelfragen, etwa die nach dem Einfluß der Reformbewegungen von Cluny und Citeaux auf die Kunst, wenden sich mehr an den Fachmann, im ganzen aber bietet die auch für Laien gut lesbare Schrift einen wertvollen, sorgfältig dokumentierten Beitrag zum Verständnis einer der entscheidenden Epochen der europäischen Kunstgeschichte, und dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, daß die hier behandelten Fragen nach dem Verhältnis von Bild, Inhalt und Form zugleich höchst brennende Fragen der zeitgenössischen Kunst bedeuten. So sei dieses Buch auch weiteren Kreisen empfohlen.

PETER MEYER

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Commonwealth-Politik Die Krise der europäischen Zusammenarbeit ist kein Geheimnis mehr, seitdem die Abwertung des Pfunds und die anschließende Diskriminierung der europäischen Hartwährungsländer (Belgien, Luxemburg, Schweiz, Westdeutschland) Resteuropa in zwei Gebiete teilte, von denen das eine so viel wie möglich von England kaufen und das andere so wenig als möglich an England verkaufen soll. Während den Teilnehmern der sterilen Konferenzen zur Vertuschung der Probleme Europas noch immer nicht das Lächeln vor den Filmapparaturen der Wochenschau vergangen ist, decken britische politische Denker den Konflikt auf, den die Tagespolitik zwar gesteht, aber nicht zu realisieren wagt. Die Diskussionen mit Zeitschriften haben schon im Oktober 1948 anläßlich eines Beitrags von *L. S. Amery* in der *National Review* (789) *The British Commonwealth and European Unity* die Krise des Westblockes behandelt. Der frühere Erste Lord der Admiralität und Staatssekretär mehrerer Regierungen für die Kolonien, die Dominien, Indien und Burma — zuletzt im Kriegskabinett

[1] Werner Weisbach: «Ausdrucksgestaltung in mittelalterlicher Kunst», Benziger, Einsiedeln.

Churchill — hat nicht bloß davor gewarnt, die Prosperität und die Zukunft des britischen Imperial-Präferenz-Systems aufzugeben, sondern es auch undurchführbar gefunden, daß England zwei Präferenzsystemen angehören solle, dem allbritischen und dem europäischen. Daß auch andere Briten die Prärogative der Krone nicht an irgend ein europäisches Parlament abtreten wollen, ist selbstverständlich; daher sind alle Gespräche über die Einschränkungen der europäischen Souveränitäten immer exklusive der britischen gedacht, also unverbindlich. Amery griff auf die Ideen der *Kontinentalpolitik* zurück, deren überraschende Aktualität in Amerika und England jetzt neu entdeckt wird, und akzeptierte auch die Gliederung der Welt in *fünf Imperien*, die da sind: das Britische, Amerikanische, Russische, Ostasiatische und Europäische, um schließlich die gesamte Politik zu verurteilen, die ihre bis 1930 mögliche Verwirklichung unterbunden hat.

Auch in einem neuen Beitrag der *National Review* (800), der scheinbar einen Einzelfall behandelt, aber von ihm aus auf das Ganze stößt: *Canada and the Sterling Area*, bekennt sich das Mitglied des Privy Council zu einer Gliederung der Welt in diese ökonomischen Einheiten und wirft, nachdem er schon früher das britische Versagen bedauert hat, der amerikanischen Politik vor, durch die Bedingungen der Anleihe an England und durch die Bestimmungen von Bretton Wood, Genf und Havanna die Bildung solcher Einheiten verhindert zu haben, die eines wirtschaftlichen Ausgleichs fähig wären. Mit einer wohltuenden Entschiedenheit, die man schon lange vermißte, erklärt Amery, daß es überhaupt kein anderes Heilmittel gibt, das gegenwärtige Mißverhältnis der Weltwirtschaft zu heilen, als die Integrierung der schon bestehenden und die Entwicklung der möglichen wirtschaftlichen Einheiten, also der Länder des Sterlinggebiets und der Länder des Kontinents, zunächst Westeuropas. Durch welche Abkommen immer die Staaten sich zu einer entgegengesetzten Wirtschaftspolitik verpflichten sollten — sie werden kein einziges einhalten können. Bilaterale Methoden sind ein schlechter Ersatz für eine flexible Zusammenarbeit auf weiten Gebieten; denn sie schädigen die Wirtschaft beider Partner. Es scheint, als ob Kanada in die Dollarwirtschaft abglitte; aber eine schöpferische Wirtschaftsmacht kann Kanada nur innerhalb des Commonwealth werden und nicht als Anhängsel der Vereinigten Staaten. Die Führung, die Kanada einst bei der Bildung des Commonwealth übernahm, erwartet Amery von diesem Dominion bei der Integrierung der Commonwealthwirtschaft zu einer imperialen.

Der anschließende Aufsatz des Herausgebers der *National Review* (800) *Lord Altrincham* über *Federalism and the Commonwealth* ist seiner allgemeinen Bedeutung wegen auch in Amerikas führender außenpolitischer Vierteljahrsschrift *Foreign Affairs* erschienen. Der Verfasser bestreitet in einer Polemik gegen *Raymond Arons* Buch *Le Grand Schisme*, daß heute nur noch zwei große Imperien — das russische und das amerikanische — existieren und alles zwischen ihnen «Balkan» geworden sei. Aron scheint zu jenen politischen Publizisten zu gehören, die England abwechselnd nicht schwach oder nicht allmächtig genug finden können und sich in beiden Fällen irren. Er begeht den Fehler, England zu den Trümmern der europäischen Nationalstaaten mitzuzählen und zu verkennen, daß es in die *übernationale Kategorie* des Imperiums gehört. Das sind ihrem Wesen, wenn auch nicht ihrer Struktur nach die im Commonwealth vereinigten Völker und Staaten, und Lord Altrincham verlangt mit Recht, sie als eine Einheit anzusehen. Seine Abhandlung, die die einzigartige Form dieser Gemeinschaft mit zahlreichen neuen Indizien herausarbeitet, leidet vielleicht unter einer ungenügenden Differenzierung des alten und des neuen Imperiumbegriffes. Die grundsätzlichen Unterschiede zwischen dem römischen oder jedem anderen zentralistischen Imperium und dem britischen sind innenpolitischen Charakters,

während die Ueberwindung des Kleinstaats zum Weltstaat und des Binnenmarkts zum geschlossenen Imperialmarkt, in gleicher Weise dem römischen Imperium wie den heutigen Imperien, ganz unabhängig von ihrer Struktur, gelungen ist oder gelingen könnte. Die moralische Bedeutung des britischen *Föderalismus* bildet nur das Kriterium eben dieses Commonwealth, aber nicht des Begriffs: Imperium. Das Britische Imperium wäre auch ohne die Formen des freien Commonwealth das, was es weltpolitisch ist und nach den Wünschen Amerys und vieler anderer ökonomisch werden sollte: ein Ganzes. Es wäre aber hemmend, Europa die Bedingung eines dem Commonwealth entsprechenden Föderalismus aufzuerlegen. So wenig Europa das Modell Schweiz übernehmen kann, so wenig das Vorbild des Commonwealth; die Völker imitieren leichter die Fehler als die Errungenschaften der anderen, und das Beste eines jeden Staates gehört nicht zu seinen Exportartikeln. Es scheint auch, daß Lord Altrincham die Zusammenhänge Englands durch sein Commonwealth mit den bestehenden oder sich ankündigenden Imperien — durch Kanada mit Amerika, durch Australien mit Ostasien, durch Indien mit Rußland und als vorgelagerte Insel mit Europa — als unbedingten Vorzug ansieht. Ein solcher Gewinn muß aber erst erworben werden, und die Welt würde ihn zu schätzen wissen. Nur müßte die traditionelle Abneigung der britischen Außenpolitik gegen fremde Imperienbildungen aufhören, und dann würde England auch den Willen zu seinem Commonwealth intensivieren. Die Aversion des Herausgebers der *National Review* vor dem Wort Imperium als Synonym von *Imperialismus* braucht weder die Konzeption noch den Terminus «Imperium» zu tangieren, für den Amery das nicht ganz deckende Wort «economic units» gebraucht. Akzeptiert man Imperium in seiner neuen schöpferischen Bedeutung, so wird man fortan unter Imperialismus die pejorative Bezeichnung einer Politik verstehen, die die Bildung der Imperien verhindert, der fremden und des eigenen.

Die Mission Berdjajews

Berdjajew starb im März 1948 in der Nähe von Paris, fünf Tage nach Beendigung seines letzten Buches *Das Reich Cäsars und das des Geistes*, an seinem Schreibtisch sitzend, neben ihm die halbverrauchte Zigarette, daneben die aufgeschlagene russische Bibel und Notizen für ein neues Buch. So sah es der Heidegger-Schüler *Stefan Schimanski*, der Berdjajew in dessen letzten Jahren nahestand und der jetzt als Mitherausgeber der *World Review* die kontinentalste englische Zeitschrift leitet. Sein Gedenkblatt im *Monat (6)* stellt den ehrwürdigen Denker in die Mitte oder vielmehr auf die Höhe seiner Widersprüche, die allein in ihm ein Ganzes waren. Der russische Aristokrat und Nachkomme französischer Herzoge als glühender Sozialist; der Häretiker als Lehrer eines neuerlebten Christentums; der Emigrant im Westen als Botschafter des russischen Messianismus; der Freiheitsdenker als positiver Kritiker des Bolschewismus; der wieder aufgenommene Sowjetbürger als neuer Gegner «eines Totalitarismus marxistischer Prägung». Die Widersprüche zwischen Glauben und Wirklichkeit, Ideal und Notwendigkeit haben Berdjajew weder ändern noch ermüden können. Er stand in der edlen Ueberzeugung über ihnen, «daß der Mensch nicht das Recht habe, in seiner Pflichterfüllung nachzulassen, selbst wenn er sich bewußt wäre, zu scheitern».

Die religionspolitische Philosophie Berdjajews bildet ein dialektisches Ganzes, das *Fedor Stepun*, der Dozent für russische Geistesgeschichte an der Münchner Universität, in einer hervorragenden Studie im *Merkur (20)* geistesverwandt beschreibt. Der Glaube an die schöpferische Kraft des Leidens stellt Berdjajew in die große Reihe russischer Denker, die aus dem Glauben und Leben heraus philo-

sophierten. Wie Dostojewskij, wäre es auch Berdjajew unmöglich gewesen, den Vorschlag des Großinquisitors anzunehmen, das Böse im Menschen durch Entzug der Freiheit zu tilgen. Die Trias: Freiheit, Persönlichkeit, Schöpfertum, sind der Inhalt aller Werke Berdjajews und seines Lebens. Daher schreibt Berdjajew mit klopfendem Herzen, das den Leser ansteckt, und aus der Tiefe seines Erlebens zieht er den Menschen durch die Leidenschaft seiner Ueberzeugung zu sich herüber. Seine Sorge, daß das Innere zu einem gedanklichen System erkalten könne, treibt ihn als Denker vorwärts oder vielmehr immer wieder in ihn selbst hinein. Daher ist Berdjajew auch ein entschiedener Gegner der deutschen Erkenntnistheorie, die den Menschen spaltet. Für Berdjajew ist das Sein das Primäre — er will nicht zu ihm gelangen, sondern von ihm ausgehen, wie er auch im Gegensatz zu Jaspers nicht zur Transzendenz hin-, sondern aus ihr herausdenkt. Das Bewußtsein seines eigenen, mächtigen Seins gibt Berdjajew das kühne Wort ein: «Irgendein dem Geistesleben entsprechendes objektives Sein gibt es nicht. Der Geist in mir ist das ganze Sein.»

Die Lehre von der schöpferischen Berufung des Menschen findet sich auch in einer nachgelassenen Arbeit von Berdjajew, die von *L'Age Nouveau (42)* unter dem Titel *De la Liberté de l'Acte Créateur* veröffentlicht wird. Noch einmal grenzt Berdjajew den personalistischen Charakter des schöpferischen Aktes von einem auf sich selbst bezogenen Individualismus ab. Dem Freiheitsphilosophen geht es vor allem darum, zwischen dem Schaffen des Künstlers in freier Kommunion mit seinem Volk, seinem Staat, seiner Gesellschaft, seiner Zeit, seiner Religion und dem Urheber eines dirigierten Werkes zu unterscheiden, das unter Zwang ausgeführt wird. Das Mysterium des Schöpferaktes schließt gewiß nicht die Materie der Umwelt, der Natur, der Gesellschaft, der Zeitverhältnisse aus, aber niemals kann es aus ihnen allein erklärt werden. Durch die Schöpfung tritt immer etwas ganz Neues in Erscheinung, denn das ist das Wesentliche des Schöpferischen. (Daher ja auch die biblische «Schöpfung aus dem Nichts», als höchste, unwiederholbare Form des Schöpferwillens.) Die Umstände stellen die Bedingungen her, unter denen ein bestimmtes Werk entsteht, aber sie determinieren es nicht. Freilich steht das Werk auch nicht außerhalb seiner Zeit oder seiner Kulturwelt, denn jede Kultur setzt sich aus Tradition und Freiheit zusammen. Stammt die Schöpfung mit ihren Inhalten aus einem Kollektivum, so gibt es doch nicht den Akt der kollektiven Schöpfung; denn die Schöpfung ist immer personal. Berdjajew wendet sich auch gegen die Auffassung, als ob es zwischen der griechischen Tragödie, Vergil und der vom Staat kommandierten Kunst ein Gemeinsames gäbe. Die *antiken Künstler* schufen aus ihrer echten Glaubenswelt heraus, und wenn sie auch Staatsaufträge bekamen, so schufen sie frei in der Kommunion mit ihrem Volke. Gewiß schreibt *Vergil* die Aeneis im Auftrag des Cäsar Augustus, aber in Uebereinstimmung mit dessen politischen und religiösen Tendenzen als Ausdruck seines eigenen Glaubens und der ganzen Zeitstimmung; daher reicht Vergil auch weit über die offiziellen Anschauungen hinaus und kündigt den Erlöser an.

Baudelaire Baudelaires noch immer wachsende Weltwirkung erweist sich immer mehr als das unerschöpflichste Ereignis in der Geschichte der europäischen Lyrik seit dem Canzoniere des Petrarca. Welche Fülle unaufgedeckter Beziehungen innerhalb des Werkes und zwischen ihm und der ganzen Literatur von E. Th. A. Hoffmann bis Proust, George, Valéry noch bestehen, deckt ein verwirrend reichhaltiger, über 40 Seiten langer Essay von *Walter Benjamin* über einige Motive bei Baudelaire auf, mit dem die wertvollste Zeitschrift der

Ostzone, *Sinn und Form (4)*, redigiert im Westsektor von *Peter Huchel*, das letzte Heft eröffnet. Was für einen raffinierten Leser und Analytiker die Literaturwissenschaft in Benjamin verlor, der sich vor den Pyrenäen auf der Flucht vor der Gestapo in den Freitod stürzte, braucht man Kennern seiner Abhandlung über *«Die Wahlverwandtschaften»* nicht noch einmal zu versichern. Die Arbeit gehört zu den Fragmenten eines geplanten Buches und wäre vielleicht in der Endform von der jetzigen Ueberfülle an Assoziationen entlastet worden. Ob Benjamin aus den zugespitzten Verkrausungen seines Stils herausgefunden hätte, bleibe dahingestellt. Aber wenn seine Studie keine geringen Ansprüche an die Konzentration des Lesers und an sein Fremdwörterbuch stellt, so lohnt doch die Hingabe. Ich wüßte nicht, wer nach Proust und Valéry so viel Neues über den Dichter zusammengedacht hätte — was noch ohne Kenntnis des angekündigten Baudelaire von *Wilhelm Hausenstein* (Verlag Karl Alber, Freiburg) gesagt sei.

Benjamin geht von der Grundtatsache aus, daß die Lyrik mit und seit Baudelaire nur noch ausnahmsweise den Kontakt mit Erlebnissen des Lesers wahrt. Sie illuminiert Erfahrungen, deren Deutung zu den Aufgaben der Philosophie gehört. Man muß auf die Feststellungen von Bergson, Freud, Proust und Valéry über die Bedeutung des Schockerlebnisses für die Wiederherstellung der Erinnerung zurückgreifen, um Baudelaires Erlebnissystem zu verstehen. Seine Dichtung macht das *Schockerlebnis* zur Norm mit Hilfe einer Planmäßigkeit der Lebensbeziehungen. Die literarische Linie dieser Erlebnisform reicht rückwärts zu Poe und vorwärts zu Proust und Valéry, und providentiell haben denn auch diese Franzosen wechselseitig übereinander geschrieben. Für Valéry ist Baudelaires Dichtung ein Vorsatz, ihre Neuheit ein Akt der *Staatsraison*, durch die sich Baudelaire von den Romantikern zu unterscheiden wünscht. Baudelaire sammelt die Erinnerung beschwörenden Schocks ein, wie Narkotika. Zu den empfindlichsten Stößen, an denen er leidet und die er aufsucht, gehört die Berührung mit der *Menge*. Ihre Anwesenheit hat in zahlreichen Gedichten einen heimlichen oder verschwiegenen Charakter, sie wirkt wie ein Schleier, durch den hindurch Paris und das Leiden Baudelaires an ihr sichtbar wird. In der Menge rührt ihn der Schock eines Gesichts, eines Schicksals auf, sein Blick erhält eine Ferne, die vom Passanten reflektiert wird. Das Motiv der Menge hat Baudelaire schon bei Poe gefunden, es erhält aber durch den Zustand der Pariser Arbeiter einen erschreckenden Charakter. Man weiß heute nicht mehr, daß die Menge der Großstadt, zerlumpt, verhungert, rebellisch, dämonisch wie sie war, Widerwillen und Grauen erregte. Die Menge war für Baudelaire dennoch ein Reservoir elektrischer Energien, die Schläge und Krämpfe austeilten. In die Masse untertauchend, findet der Flaneur oder der Getriebene neue Sensationen. Zu den Schockerlebnissen gehören das Hasardspiel und die Spielhöllen und vor allem die *Zeit*. Sie ist es, die, à tout coup, gesetzmäßig gewinnt. Auch der Satan nimmt sich die Spiel- und Zeitmaske vor. Die Spieler kauern in Schlünden der Großstadt und suchen gierig den Abgrund.

Die Qual der Zeit verwandelt sich dem Dichter aber auch zur Dauer mittels der Wiederherstellung des Vergangenen. Das Fehlen der Zeit als normalen Faktors hat schon Proust, der unvergleichlichste, verwandteste Kenner Baudelaires, in den «Fleurs du Mal» bemerkt. Die Tage und Tageszeiten Baudelaires stehen außerhalb der Zeit, sie sind Dauer. Ihr Inhalt sind die Correspondances, die im Werk Baudelaires von jeher intensiv studiert wurden. Sie drücken Urerfahrungen aus, an die sich der Dichter klammert, um sich von der Gegenwartszeit zu befreien. Nur mit ihrer Hilfe kann er ihr Widerstand leisten. Durch die Correspondances nimmt Baudelaire seine eigene Vie Antérieure wie-

der auf. Wie das berühmte Gebäck von Proust, ist bei Baudelaire der Geruch die Kraft, die schockartig das Gewesene wiederherstellt; er ist für ihn das Refugium der mémoire involontaire. Die Zeit ist geschichtslos, auch wenn ihre Wahrnehmung, das Verhältnis Baudelaires zu Minuten und Sekunden, übernatürlich geschärft ist. Die Minuten decken den Erstarrten wie Schneeflocken zu. Das Gefühl, keine Erfahrungen mehr machen zu können, liegt dem Zorn und der Menschenfeindschaft Baudelaires zugrunde. Zeitbedingt, wie es ist, drückt es, denke ich, ein Ewiges aus.

Die langen Bemühungen, Baudelaire in die englische Sprache aufzunehmen, sind, wie man in einem Aufsatz von *Jackson Mathews* in *The Sewanee Review (2)* liest, nicht allzu erfolgreich verlaufen. Die homogenste Uebersetzung gelang *F. P. Sturm* 1905, wurde aber durch eine satanische Tücke des Objekts (oder vielmehr die Nachlässigkeit der Verleger) wiederholt unter einem falschen Namen (dem des Kommentators James Huneker) gedruckt. Die schönste Uebersetzung gelang dem erstaunlich vielseitigen Aldous Huxley mit einigen Strophen. Zahlreiche neue Uebersetzungen zeigen, wieviel der englischen Lyrik an dieser Einverleibung gelegen ist. In zwei Artikeln über Baudelaire als Kunstkritiker von *Douglas Cooper* in *The Listener (1071, 1072)* erscheint der Dichter als ein Johannes, der 1850 seine Zeit zur Größe und zum Licht einer neuen Aesthetik führen wollte, und der hundert Jahre später noch als der Prophet einer kommenden Kunst gefeiert wird.

Zur Universitätskrise

Professor Dr. J. R. v. Salis schreibt dem Verfasser der Zeitschriften-Diskussionen zu diesem Thema: «Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für Ihre wertvollen Ausführungen zur Universitätskrise. Ich glaube, Sie haben die wichtigsten Punkte unseres ‚Gutachtens zur Hochschulreform' richtig hervorgehoben. Das studium generale gehört in hervorragendem Maße zu den Wünschen der heutigen deutschen Studenten selbst. Dieser Wunsch ist praktisch deshalb nicht leicht zu befriedigen, weil die in ihrem Spezialistentum abgesonderte Hochschullehrerschaft den Sinn und die Fähigkeit, selbst ein derartiges studium generale aufzubauen, nur in seltenen Fällen hat. In Göttingen wird es von meinem Kollegen *Weizsäcker*, der auch unserer Kommission angehörte, mit Erfolg praktiziert. Am stärksten besteht das Bedürfnis nach einem allgemein-bildenden Unterricht wohl an den Technischen Hochschulen; es wird von diesen stets in anerkennender Weise auf den an der *Eidgenössischen Technischen Hochschule* bereits bestehenden allgemeinen Unterricht hingewiesen. Wie mir noch vor kurzem von deutscher Seite gesagt wurde, soll in den Ländern Niedersachsen (Göttingen) und Rheinland-Westfalen (Bonn, Köln, Münster) die Einsetzung von Hochschulräten beabsichtigt sein. — Die Idee des ‚Geistesaristokratentums', die *Jasper* teuer ist, ist in unserem Gremium auch besprochen, aber nicht positiv beurteilt worden.»

FELIX STÖSSINGER